

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

№ 18. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Es ist noch sehr unbestimmt, ob ich wirklich fortgehen werde,“ bemerkte Hercher.

„Unbestimmt?“ wiederholte Harport. „Sie müssen doch nach G. gehen, da dort das Direktorium der Eisenbahn, in welches Sie erwählt sind, seinen Sitz hat.“

„Ich bin noch sehr im Zweifel, ob ich diese Wahl annehmen werde.“

„Sie sind noch in Zweifel? Sie ist sehr ehrend und günstig für Sie!“ rief Harport.

„Das verkenne ich nicht, und dennoch bin ich noch schwankend.“

„Weshalb?“

Hercher zögerte mit der Antwort, sein Auge glitt prüfend über Meta hin, dieselbe schien an dem Gespräche im Ganzen wenig Interesse zu nehmen.

„Ich werde Ihnen den Grund morgen angeben,“ gab er endlich zur Antwort.

„Weshalb nicht heute?“

„Ich will denselben erst noch einmal reiflich prüfen, denn eine Uebereilung möchte ich gerade bei dieser Angelegenheit mir am wenigsten zu Schulden kommen lassen.“

„Natürlich — natürlich!“ rief Harport. „Ich begreife es freilich noch immer nicht, denn Tausende würden mit Freuden zugreifen, wenn ihnen eine solche Stelle angeboten würde. Meta, wirst Du klug daraus?“

„Ich kann diese Verhältnisse nicht beurtheilen,“ gab die Gefragte zur Antwort.

„Herr Harport, morgen werden Sie mich begreifen, und ich darf hoffen, daß Sie die Gründe, welche mich leiten, billigen werden,“ sprach der Ingenieur. „Mein Wunsch ist, hier zu bleiben, ob er erfüllt wird, hängt indessen nicht allein von mir ab.“

Harport's Gedanken beschäftigten sich mit diesem Gegenstande noch, als Hercher ihn bereits verlassen hatte.

„Hast Du eine Ahnung, weshalb Hercher noch schwankend ist?“ fragte er seine Tochter.

„Nein,“ erwiderte Meta.

„Es ist mir ein völliges Räthsel!“ fuhr der Steinmetzmeister fort.

„Ich sehe seine Ernennung als ein Glück an, und er ist noch unerschlossen, ob er sie annimmt!“

„Interessirt Dich denn diese Sache so sehr?“ warf Meta lächelnd ein.

„Ja. Ich zähle Hercher zu meinen Freunden und habe ihn gern. Er ist ein kluger und sehr befähigter Mann, und wie sehr er von seinen Vorgesetzten geschätzt wird, beweist am deutlichsten die Auszeichnung, welche ihm zuerkannt ist.“

„Du hattest ihn anfangs nicht so gern,“ bemerkte Meta.

„Ja, das gestehe ich offen ein; ich kannte ihn noch nicht so genau, und anfangs gefiel mir seine fast übergroße Freundlichkeit nicht recht.“

„Jetzt weiß ich, daß dieselbe in seinem Wesen liegt, denn er ist gegen Alle gleich freundlich. Ich halte sie für ein Zeichen seiner Gutmüthigkeit.“

„Sollte sie nicht die Folge seiner Klugheit sein?“

„Nein,“ entgegnete Harport mit Entschiedenheit. „Ich habe dies auch geglaubt, es ist jedoch nicht so. Du weißt, daß ich durch geschäftliche Beziehungen mit ihm bekannt geworden bin; anfangs konnte es scheinen, als ob er aus Klugheit so freundlich sei, er hat mir indessen zwanzigmal mehr genützt, als ich ihm, und doch ist er ganz derselbe geblieben. Ich habe ihm für seine Zeichnungen und Entwürfe sogar ein höheres Honorar angeboten, er hat dasselbe abgelehnt, er ist nicht interessirt, und das gefällt mir so sehr.“

Meta schwieg.

„Du bist nicht für ihn eingenommen,“ bemerkte Harport.

„Ich habe nichts gegen ihn,“ gab Meta ausweichend zur Antwort und sagte ihrem Vater gleichzeitig gute Nacht, da es bereits spät geworden war.

Am folgenden Morgen gegen Mittag trat Harport in sichtbarer freudiger Erregung in Meta's Zimmer, in der Rechten hielt er einen Brief.

„Nun weiß ich, weshalb Hercher noch unentschlossen ist, ob er die Direktorstelle in G. annimmt!“ rief er. „Rathe!“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Meta, die in der That nicht wieder an diesen Gegenstand gedacht hatte.

„Er legt die Entscheidung in Deine Hand,“ fuhr Harport fort.

„In meine Hand?“ wiederholte Meta erstaunt. „Ich begreife in der That nicht...“

„Haha! Erräthst Du es noch nicht?“ fiel ihr Vater lachend ein.

„Hercher hält in diesem Briefe bei mir um Deine Hand an. Er gibt mir die Versicherung, daß er Dich seit dem ersten Tage, an dem er Dich gesehen, geliebt habe, jedoch habe er seine Liebe so lange geheim gehalten, damit Du ihn in ganz unbefangener Weise kennen lernen könntest. Wenn Du seine Liebe erwidertest, wenn Du bereit seiest, die Seintige zu werden, dann sei die glänzendste Stelle nicht im Stande, ihn von Dir zu trennen — bleibe sein sehnlichster Wunsch unerfüllt, dann werde er die Stelle in G. annehmen. In Deiner Hand liegt nun die Entscheidung, Kind, ich — ich wünsche, daß Hercher hier bleiben möge!“

Meta war in der That auf das Höchste überrascht, denn hieran hatte sie nicht gedacht.

„Sprich, Kind!“ drängte ihr Vater.

„Nein — nein!“ rief Meta erregt.

„Ich verstehe dies Nein nicht,“ fuhr Harport fort. „Willst Du wirklich Hercher zurückweisen?“

„Ja!“

Die Brauen des Steinmetzmeisters zogen sich zusammen.

„Weshalb?“ fragte er. „Ich darf Dir nicht verhehlen, daß ich Hercher gern meinen Schwiegersohn nennen würde. Er ist klug und liebenswürdig, er hat schon jetzt eine sehr gute Stellung und wird sich durch seine außerordentliche Befähigung immer mehr emporkriegen. Weshalb weist Du ihn zurück?“

„Ich liebe ihn nicht!“ rief Meta.

„Was hast Du gegen ihn?“

„Nichts — nichts!“

„Er vereint soviel Vorzüge in sich, daß er auf das Herz eines Mädchens Eindruck machen muß, wenn dasselbe nicht bereits von Liebe zu einem Anderen erfüllt ist.“

Meta schwieg und blickte halb zerstreut vor sich nieder.

„Ich will Dir den Grund, weshalb Du Hercher zurückweist, sagen,“ fuhr Harport fort. „Du liebst den Kommissär. Eschebach hat Dein Herz gewonnen; ich hätte wahrlich nichts gegen ihn gehabt, er scheint indessen ganz vergessen zu haben, daß wir zu seinen Freunden gehörten, noch hat er nicht ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben, so lange er in London ist. Ich liebe es, wenn ein Mann seine Pflicht mit voller Hingebung und allen Kräften thut, allein ich meine, seine Freunde braucht er deshalb nicht zu vergessen!“

Meta's Wangen waren bleich; leise zitternd stand sie da. Sie wußte, wie ungerecht die Anschuldigungen ihres Vaters waren, dieselben schmerzten sie, denn noch hatte ihr Herz Eschebach nicht vergessen, und doch konnte sie dieselben nicht zurückweisen. Konnte sie sagen, daß der Kommissär ihr geschrieben hatte? Durfte sie die Schuld, die auf ihm lastete, verrathen?

„Ich liebe ihn nicht,“ sprach sie mit leiser, bebender Stimme.

„Du liebst ihn!“ rief ihr Vater. „Sieh mir offen in's Auge und dann wiederhole die Worte!“

Meta schwankte. Konnte und durfte sie Eschebach denn noch lieben? Sie wollte keine Unwahrheit sagen, allein sie täuschte sich selbst.

Alle Kraft zusammenfassend, blickte sie ihren Vater an und wiederholte: „Ich liebe ihn nicht.“

„Dein Herz ist also frei?“

„Ja.“

„Dann wirst Du Hercher heirathen!“ fuhr Harport fort, zu dessen größten Schwächen es gehörte, daß er an einem Wunsche, der einmal Raum in ihm gewonnen hatte, mit jähem Eigensinn festhielt. Er liebte seine Tochter auf das Innigste und hielt es für seine Pflicht, deren Zukunft sicher zu stellen. Das weibliche Herz verstand er so wenig. Was konnte die Weigerung Meta's mehr sein als eine Laune, er war indessen nicht gesonnen, auf eine Laune Rücksicht zu nehmen, wo es sich um eine so überaus wichtige Angelegenheit handelte. „Was kannst Du anführen, das ihm zum Vorwurfe gereichen würde?“

„Nichts,“ erwiderte Meta leise.

„Und Du willst von Dir stoßen, was Tausende als ein großes

Glück betrachten würden?

Meta, Du weißt, daß ich Dich liebe und jeden Deiner Wünsche erfüllt habe, so weit dies in meiner Macht stand, Du weißt aber auch, daß es eine Seite in mir gibt, die fest und unerbittlich ist. Gegen Ernst bin ich schwach gewesen — er ist zu Grunde gegangen — soll ich durch eine Schwachheit auch Dein Glück auf das Spiel setzen und Dich verlieren?“

„Ich liebe ihn nicht,“ wiederholte Meta.

„Dann wirst Du ihn lieben lernen! Ich würde am wenigsten in Dich dringen, wenn Du Hercher im Geringsten Deine Achtung versagen könntest — das kannst Du nicht. Ich weiß, daß Du mit ihm glücklich werden wirst, denn er wird jeden Deiner Wünsche erfüllen; ich will einen so trefflichen Charakter nicht wegen der thörichten Laune eines Mädchenherzens zurückweisen, Dir — Dir will ich einige Tage Bedenkzeit geben und ich hoffe, Du wirst in ihnen Deine Thorheit einsehen — ich werde Hercher sagen, daß ich ihn mit Freuden als Schwiegerohn annehme!“

Erregt, ärgerlich verließ er das Zimmer; er war seiner Tochter noch nie so entschieden und schroff gegenüber getreten.

Meta ließ sich in ihrem Zimmer schweigend am Fenster nieder und blickte starr vor sich hin. Wie glücklich würde sie gewesen sein, wenn sie ihre Liebe zu Eschbach frei hätte bekennen können, mit welcher Begeisterung würde sie für dieselbe gekämpft und gerungen haben — jetzt mußte sie sich selbst sagen, daß sie ihn nicht lieben durfte!

Am Mittage sprach ihr Vater mit ihr kein Wort, er aß auch nicht, und mit beklemmtem Herzen, als ob sie eine Schuldige wäre, saß sie selbst da. Gegen Abend kam Hercher, ihr Vater ging sogleich mit ihm fort.

Sie sah ihn erst am folgenden Tage beim Mittageessen wieder, seine Brauen waren noch finster zusammengezogen, sein Auge ruhte ernst, fragend auf ihr.

„Ich habe Hercher meine Antwort gestern gesagt,“ sprach er, „meine Zusage besitzt er — bist Du nun zur Vernunft gekommen?“ Meta schwieg; der strenge Ton ihres Vaters machte sie noch befangener.

„Nun, ich werde Dir noch bis morgen Zeit lassen,“ fuhr Harport fort. „Ich habe gestern Alles auf das Reiflichste erwogen und bin

dadurch in meinem Entschlusse nur befestigt worden. Soll ich denn an meinen beiden Kindern keine Freude erleben? Ernst bereitet mir bereits gerade genug Kummer, von Dir hoffte ich, Du werdest mich vergessen machen, was Dein Bruder verschuldet.“

Meta schwieg noch immer. Was konnte sie anders erwidern, als daß sie Hercher nicht liebe.

Der Vater stand auf und verließ unwillig das Zimmer. Gegen seine Gewohnheit fuhr er schon kurze Zeit nach dem Mittageessen fort, er wollte Hercher ausweichen. Er hatte demselben gesagt, daß Meta ihn bis zu diesem Tage um Bedenkzeit gebeten habe — was sollte er ihm nun antworten, da sie ihre Einwilligung noch nicht gegeben hatte! Den Abend brachte er in einer Weinstube zu, von wo er erst spät und noch mehr aufgeregt durch den genossenen Wein heimkehrte, so daß er eine sehr schlechte Nacht verbrachte.

Am anderen Morgen ließ er Meta rufen. Sie trat ein, ihre Wangen waren auffallend blaß, denn auch sie hatte eine schlaflose Nacht durchlebt. Halb schüchtern und zugleich mit einem Blicke, der dem Glücke zu entsagen schien, näherte sie sich ihrem Vater.

Harport fiel die Blässe seiner Tochter auf, er wandte indessen den Blick ab, weil es sein fester Wille war, sich durch nichts bestrecken und beirren zu lassen.

„Du wirst wissen, weshalb ich Dich habe bitten lassen, zu mir zu kommen,“ sprach er.

Ein eigenthümlicher Eindruck bemächtigte sich Meta's. Sie war durch ihren Vater, der stets ihren Wünschen nachgekommen war, verwöhnt, seine plötzliche kalte, fast schroffe Art reizte sie. Sie wußte, weshalb er sie hatte rufen lassen, und doch antwortete sie mit: „Nein.“

Harport richtete sich empor, er war an diesem Morgen am wenigsten in der Stimmung, irgend einen Widerspruch zu ertragen.

„Nein?“ wiederholte er langsam, das Wort scharf betonend. „Ich wollte nur die Frage an Dich richten, ob Du nun einen Entschluß gefaßt hast. Zeit genug habe ich Dir vergönnt!“

Meta blickte zu ihrem Vater auf. Sein Gesicht zeigte die deutlichen Spuren einer schlaflos durchwachten Nacht, der Kaffee auf dem Tische stand noch unberührt da. Sie dachte in diesem Augenblicke daran, wie viel Liebe und Güte

ihr Vater ihr bis jetzt entgegengebracht hatte, seine halb müden und halb erregten Gesichtszüge erschütterten sie. Sie hoffte auf Glück nicht mehr, weshalb sollte sie ihrem Vater nicht ein Opfer bringen?

„Ich bin entschlossen!“ sprach sie nach kurzem Zögern. Diese Worte klangen tonlos, ihr Herz hatte nichts damit zu schaffen, es war, als ob sie das Echo einer Entfugung auf Glück und Lebenslust wären.

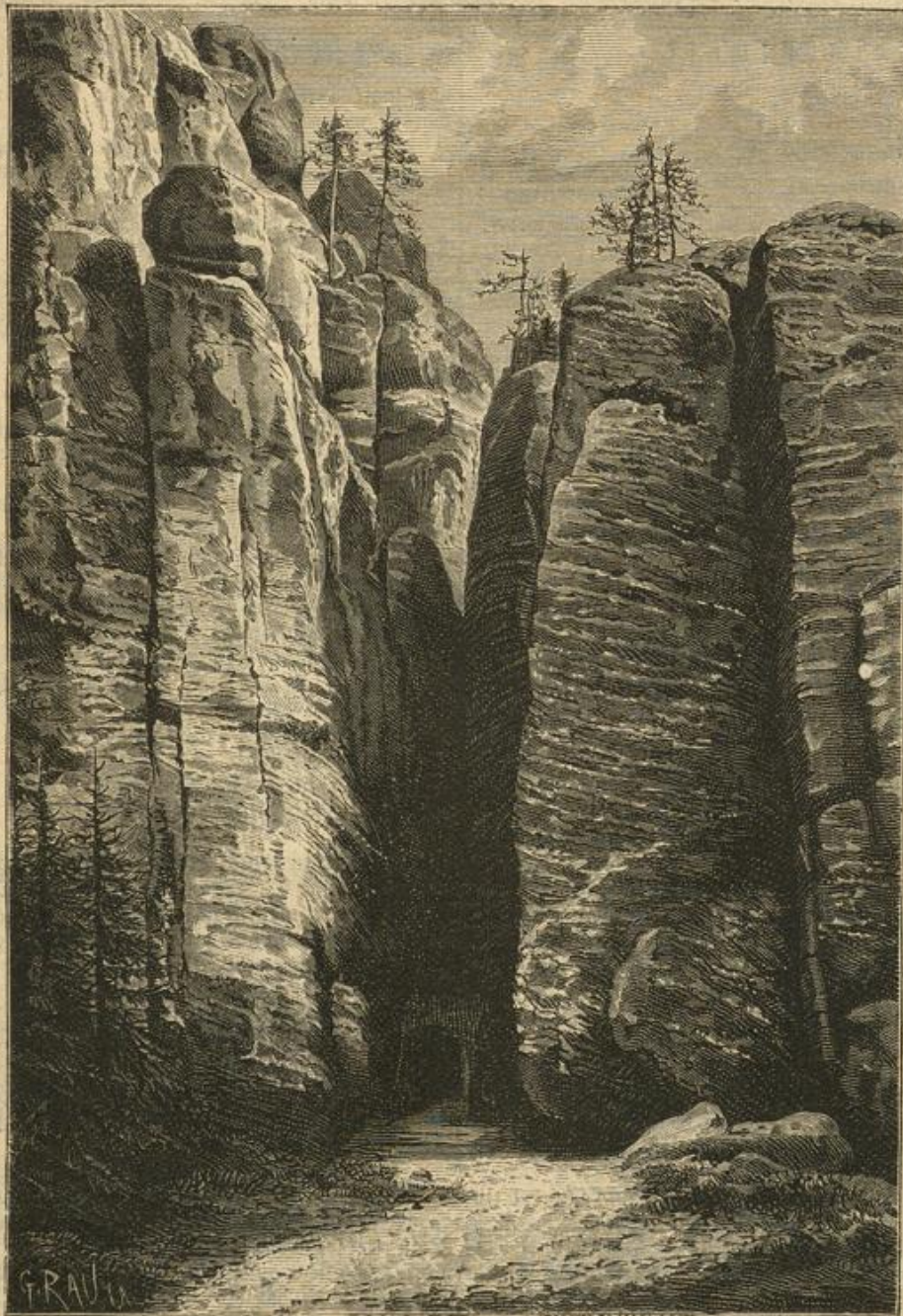
„Du willst Hercher heirathen!“ rief ihr Vater erfreut.

„Ja.“

Harport erfaßte die Hand seiner Tochter, er wollte ihr danken, weil sie seinem Wunsche nachkam, ihm fehlten aber die Worte.

Meta's Hand ruhte kalt, wie leblos in der Rechten ihres Vaters, sie empfand nicht einmal den festen und innigen Druck derselben.

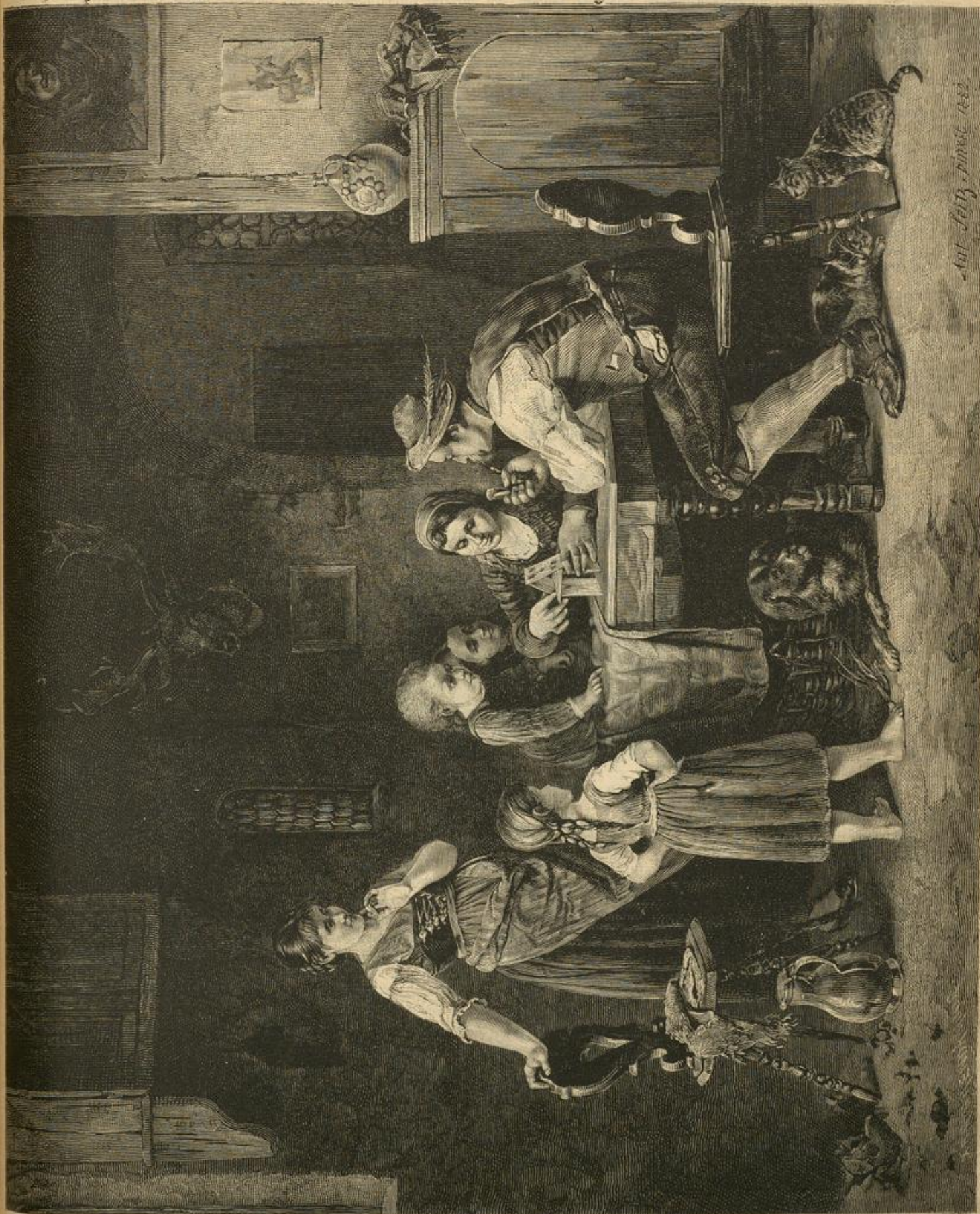
„Ich danke Dir,“ sprach Harport. „Das eine Wort ist zu Deinem und meinem Glücke gewesen!“



Die Aderöbader Felsen im Riesengebirge: Der Eingang zur Felsenstadt. (S. 72)

Meta rang nach Athem. Halb unbewußt hatte sie das „Ja!“ gesprochen, sie schreckte jetzt selbst davor zurück, allein sie wagte doch nicht, es zu widerrufen.
 „Laß mich Hercher selbst sagen, daß ich seine Bewerbung annehme,“ sprach sie.

„Ja, ja!“ rief Harport in freudigster Stimmung. „Ich will Dir jeden Wunsch gewähren, denn nun ist ja Alles gut!“
 Er zog sein Kind an sich und küßte es auf die Stirn.
 „Es ist zu Deinem Glücke!“ sprach er. „Nun athme ich erleichtert auf, und Hercher wird glücklich sein!“



Ant. Seitz, Pinxit 1852.

Kartenspieler. Nach einem Gemälde von Anton Seitz. (S. 72)

Meta war bei dem Kusse ihres Vaters zusammengezuckt, dann verließ sie ohne Antwort die Stube und eilte auf ihr Zimmer. Halb ohnmächtig sank sie dort auf einen Stuhl; sie hatte „Ja!“ gesagt und in ihrem Innern rief es laut: „Nein! Nein!“
 Eine einzige Hoffnung lebte noch in ihr, sie hatte dieselbe auf die

Unterredung mit Hercher gebaut.
 Sie brauchte auf dieselbe nicht allzu lange zu warten, denn schon nach kurzer Zeit ließ ihr Vater durch den Diener bei ihr anfragen, ob sie den Ingenieur empfangen wolle.
 „Ja,“ erwiderte sie mit tonloser Stimme. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Adersbacher Felsen im Riesengebirge. (Mit Bild auf Seite 70.) — Den Namen der Adersbacher Felsen führt eine gewaltige Sandsteingruppe, welche sich in Böhmen im Königgrätzer Kreise nahe der Grenze von Böhmen-Schlesien in einer Länge von 7 1/2 und einer Breite von etwa 2 Kilometer ausdehnt. Unweit des Dorfes Adersbach erheben sich die einzelnen Vorposten dieser zerrissenen Quadersandsteinmasse und hier befindet sich der auf Seite 70 dargestellte, durch ein Thor verschlossene „Eingang zur Felsenstadt“, welche nur in Begleitung eines Führers betreten werden darf. Ernst und drohend bauen sich die grauen Felsen auf, oben hier und da mit Nischen und Fichten gekrönt. Der schmale Weg führt an manchen besonders bizarr geformten und besonders benannten Felsen vorüber, z. B. Zunderhut, Galgen, der betende Mönch, der Elisabethenthurm, das zahlose Weib u. dgl. m. Weiterhin gelangt man an die Silberquelle mit dem unterirdischen Wasserfall eines daraus hervorsiekenden Bächleins, ferner an die „Schiffahrt“, an den Echosstein, wo Bistolenschüsse, Rufe und Hörnerhall von einem deutlichen Widerhall beantwortet werden, und beendet dann die Runde durch dieses Felsenlabyrinth, dessen Gebilde ursprünglich eine einzige zusammenhängende Masse gebildet haben, die nur durch die Jahrtausende lang fortdauernden Einwirkungen des Wassers und der Verwitterung so merkwürdig zerrissen und zerklüftet worden ist.

Kartenhäuser. (Mit Bild auf Seite 71.) — Das reizende Genrebild von Anton Seitz, von dem wir auf Seite 71 eine Holzschnittabbildung bringen, versetzt uns in ein süddeutsches Bauernhaus, woselbst die Mutter ihren Kindern aus Spielfarten Kartenhäuser aufbaut. Alle Anwesenden schauen ihrer Geschicklichkeit bewundernd zu, selbst der mit am Tische sitzende und sein Pfeifen schmauchende Vater, aber namentlich die Kleinsten sind voller Spannung, und ihre Freude erreicht den Gipfelpunkt, wenn sie den fertigen stolzen Bau mit einem Hauche umblasen dürfen. — Das Bild macht einen überaus anmuthenden Eindruck und zeichnet sich durch glückliche Erfindung und naturwahre Charakteristik aus.

Schicksale großer Diamanten. — Einer der reichsten Fürsten war Herzog Karl der Kühne von Burgund. In seinem Schmuck gehörten auch drei der größten Edelsteine der Welt, die jetzt in den Kronen hoher Fürstlichkeiten glänzen. Das Schicksal dieser edlen Steine war theilweise ein sehr merkwürdiges. In der von den Schweizern bei Granjon am 1. März 1476 gegen den Herzog gewonnenen Schlacht fiel auch das ganze Lager sammt allen Schätzen in die Hände der Sieger. Auf der Flucht ging der größte der drei Diamanten, den Karl gleich einer Provinz achtete, verloren. Ein Schweizer Landmann fand ihn in einem Raststich. Verächtlich wollte er das „Glas“ erst wegwerfen, nahm es aber doch mit und überließ es dem Amtmann zu Montagny für einen Gulden. Von diesem kaufte den Diamanten ein Berner Kaufmann für drei Franken. So gelangte er auf Umwegen an Bartholomäus May, einen reichen Privatmann in Bonn, der ihn an einen Genueser Händler für 5000 Gulden verhandelte. Für 10,000 Gulden erwarb ihn nun Lodovico Sforza, Regent von Genua, Papst Julius II. aber kaufte ihn für die päpstliche Tiara für 20,000 Dukaten. Jetzt befindet er sich im Schatze des Kaisers von Oesterreich. — Den zweiten erbeuteten Edelstein, den man, klüger geworden, höher schätzte, kaufte Jakob Fugger für eine hohe Summe von den Siegern. Vergeblich wünschten ihn Sultan Suleimann und Karl V. zu erwerben, nur Heinrich VIII. von England konnte den geforderten Preis zahlen. Durch Königin Maria, Heinrich's erste Tochter, kam der Stein an Philipp II. von Spanien und in die spanische Königskrone. — Den dritten Stein, den sogenannten „Sancy“, verlor Karl der Kühne 1477 in der Schlacht bei Nancy an die Eidgenossen. Diebold Glaser kaufte ihn für 5000 Gulden. Er kam auf vielen Umwegen in die Hände des Königs von Portugal und hierauf beim Aussterben der Dynastie an den französischen Edelmann Sancy. Später war er im Besitz Ludwig's XIV., und 1835 wurde er für 500,000 Rubel an den Kaiser von Rußland verkauft, in dessen Besitz er sich noch befindet. C—u.

König Franz I. von Frankreich war einer der ritterlichsten Männer seiner Zeit und von unbeugsamem Stolze. Als er nach hartem Kampfe von Kaiser Karl V. in der Schlacht bei Pavia besiegt und gefangen worden war, saß er wie erstarrt inmitten der spanischen Wache und kam erst wieder zu sich selbst, als ein französischer Soldat seine ganze Vaarschaft der Wache gab, um dem Könige die Stiefel auszuziehen zu dürfen, die seit zwei Tagen seine Füße nicht verlassen hatten. Diese Treue rührte Franz so, daß er seine Schmerzmuth abschüttelte und nicht an aller Hoffnung verzweifelte. Karl V. führte seinen hohen Gefangenen nach Madrid und behandelte ihn königlich. Gerade aber das erbitterte die spanischen Großen, die dem gefangenen König nun Demüthigungen zu bereiten suchten, wo sie konnten. Sie ließen die Thüren seiner Zimmer niedriger machen, um ihn zu zwingen, daß er sich vor ihnen verbeugte, weil sie nicht damit zufrieden waren, daß Franz nur den Hut vor ihnen abnahm. Aber der stolze König ging von dieser Zeit an immer rücklings zur Thüre hinaus, um eine Verbeugung zu vermeiden. Und als ihn eines Tages einer dieser spanischen Herren beim Spiel beleidigte, indem er in

rohem, spöttlichem Ton ihm zurief, „daß er wohl das gewonnene Geld zu seiner Ranzionierung brauchte, stach ihn Franz auf den Fleck nieder. Karl V. war großmüthig und klug genug, Franz Recht zu geben. „Er hat den Tod verdient, weil er vergessen hat, daß ein König überall König bleibt,“ sagte der Kaiser zu den Verwandten des Ermordeten. Auch die französischen Edelleute, die mit ihm gefangen gehalten wurden, waren stolz auf ihren König. Während der Gefangenschaft des Königs führte man in Madrid eine Komödie auf, die eine entwürdigende Scene enthielt, indem ein Spanier dem Könige Franz den Fuß auf den Nacken setzt und ihn zwingt, in erbärmlichster Weise um sein Leben zu bitten. Diesem Unfug machte ein französischer Ritter erst dadurch ein Ende, daß er auf die Bühne sprang und im patriotischen Zorn den Schauspieler mit dem Degen niederstieß. [3.]

Weisse Raben. — Der bei uns wegen seiner Seltenheit sprichwörtliche „weisse Rabe“ ist auf den Inseln der Faröergruppe durchaus nicht selten. Ein Tourist erzählt: Durch den Lärm aufmerksam geworden, welchen mehrere Raben und Krähen machten, erblickte mein Gefährte einen von den übrigen Vögeln genedeten und verfolgten weissen Raben. Ein glücklicher Schuß holte ihn herab, und zwar auf dieselbe Weise, wie gewöhnlich die Raben fallen, nämlich so, daß sie sich das Genick abstürzen. Solche weisse Raben sind nicht sehr selten auf den Faröer-Inseln, wo sie vorzugsweise vorkommen sollen. Oftmals findet sich hier unter drei schwarzen Jungen ein ganz weisses, welches erst mit zunehmendem Alter schwarze Federn erhält. Auf Sandon findet man fast alljährlich in einem und demselben Neste einen jungen weissen Raben, und nicht weit von dem Hause von Ole Johannsen in Dahl brütet jährlich ein Paar, von denen das Männchen ein schwarzer, das Weibchen ein weisser Rabe ist. Uebrigens gelten auf den Faröern die weissen Raben für sehr kühn und gefräßig. Zahme Tauben können ihretwegen dort nicht gehalten werden. In man hat Beispiele, daß sie ganz junge Lämmer getödtet und verzehrt haben. [3.]

Ein Salowagen im Jahre 1612.

— Als der Kardinal Richelieu todkrank sich von Tarascon nach Lyon transportiren ließ, um dort über den Verschwörer Cinquars das Urtheil fällen zu lassen, geschah es in einer Tragödie, da er die Bewegung eines Wagens nicht vertragen konnte. Diese Sänfte war wie ein vollständiges Zimmer eingerichtet, worin ein Bett, Lehnstuhl und Tisch befindlich und ganz mit rohem Damast überzogen. Wenn es regnete, wurde es mit Wachstuch überdeckt. 18 Leibtrabanten trugen dieses ambulante Zimmer und hielten dabei aus Ehrfurcht gegen den gewaltigen Bewohner desselben beständig den Hut in der Hand, selbst wenn es stürmte und regnete. [3.]

Doktor Barry. — Als die Engländer im Jahre 1862 die ionischen Inseln an Griechenland abtraten und von ihren Truppen räumten, quittirte der Militärarzt Barry, der früher schon zwanzig Jahre lang mit Auszeichnung am Kap gedient hatte, seine Stelle und machte sich auf Korfu ansässig. Als er im August 1865 starb, zeigte sich, daß der alte Doktor — eine Frau sei. Was diese dazu veranlaßt hatte, ihr Geschlecht zu verleugnen, ist nie aufgeklärt worden, aber es steht fest, daß eine Frau vierzig Jahre mit Offiziersrang in der britischen Armee diente, mehrere Duelle ausfocht, als Arzt, namentlich als Chirurg wegen ihrer Geschicklichkeit berühmt war und regelrecht den Doktorgrad erlangt hatte. Das war eben Doktor Barry. [R.]



Fischer's Borsak. Frau Müller: Grüß Gott Frau Nachbarin, wie sieht's? Denken Sie immer noch nicht an's Heirathen, Ihr Mann ist ja schon beinahe ein Jahr todt? Frau Meier: Sobald noch nicht, Frau Nachbarin, und wenn ich noch sechsmal Wittwe werden sollte, heirathe ich nicht mehr.

Charade. (Zweifelbig)

Die erste Silbe drückt Verwundung aus; Die Zweite zeigt auf des Gesuchten Spur; Das Ganze ist in Griechenland ein Berg. Bei uns ist es ein Frauenname nur. (Claire v. Hümer.) Auflösung folgt in Nr. 19.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 19. Auflösung des Räthfels in Nr. 17: Ausfliegung

Alle Rechte vorbehalten.

Berlag von Chr. Wildbreit in Wildbad. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schöner in Stuttgart.

